

Richard David
Precht

Die Kunst,
kein Egoist
zu sein



Warum wir gerne
gut sein wollen und
was uns davon abhält

GOLDMANN

brandroden und keine seltenen Tiere jagen oder verkaufen. Was passiert? Vielleicht ziehen sich die Indianer untereinander in kürzester Zeit über den Tisch. Am Ende gibt es ein paar Superreiche. Und der Rest fackelt wieder den Regenwald ab. Die Superreichen bauen sich Haziendas und vernichten ebenfalls den Wald. Vielleicht haben Sie aber auch Glück, und das mit den Indianern klappt ganz vorbildlich. Aber wie lange? Immerhin gibt es ja auch Nachbarn, die Sie nicht begünstigen konnten. Eifersucht und Neid breiten sich aus. Unruhen kommen auf, am Ende vielleicht sogar ein Bürgerkrieg. In Ruanda oder in Somalia wird es Ihnen mit den Folgen Ihres Geldes mit Sicherheit noch schlechter gehen. Also alles nach China? Nun, die Chinesen montieren mit Ihrem Geld die modernste Filtertechnik ein. Und dann? Als aufstrebende Industrienation bauen sie noch mehr Kraftwerke, die Sie nicht alle ausrüsten können. Und in Deutschland meckern die Stromkonzerne, wenn über die neuen, überall geplanten kontinentübergreifenden Stromnetze billiger Strom aus China auf unseren Markt fließt ...

Man muss dieses Szenario nicht in allen Einzelheiten durchdenken. Und man muss auch nicht zwingend zu dem bösen Schluss kommen, dass jede gute Großtat am Ende doch nur ins Chaos führt. Aber zumindest eine Frage bleibt: Wenn es so viele unterschiedliche gute Ziele gibt und damit so verschiedene Wege, Gutes zu tun, wo liegt dann die Instanz, die mir sagt, was gut und was besser ist? Auch Platon wusste, dass dies ein empfindlicher Punkt in seiner Theorie des Guten ist. Und er hat es sich mit dieser Frage auch nicht ganz einfach gemacht. Im *Hippias Maior*, einer seiner späten Schriften, diskutiert auch er, dass das Gute gemeinhin eine ziemlich relative Sache ist.¹ Was für mich gut und erstrebenswert ist, muss nicht für jeden anderen gut und erstrebenswert sein. Der Held Achilles zum Beispiel, ein geborener Abenteurer und Kämpfer, wäre ohne Zweifel ein denkbar ungeeigneter Familienvater. Für ihn ist gut, ein Krieger zu sein, und ein Familienvater zu sein, schlecht. Obwohl ein guter Familienvater zu sein grundsätzlich nichts Schlechteres ist als ein Krieger.

Platon sieht also *einen* Widerspruch. Nämlich den zwischen einer *persönlichen* Neigung und dem, was *allgemein* gut ist. Wer etwas Gutes will, der tut dies, weil er ein erfülltes Leben führen will. Erfüllung aber kann ich sowohl in dem finden, was meinen Neigungen vorteilhaft (*agathon*) zu sein scheint, als auch in dem, was allgemein und grundsätzlich sittlich gut ist (*kalon*).

Dieser Spagat bleibt Platons ungelöste Aufgabe. Wie passen *das* Gute und *mein* Gutes zusammen? Aber gibt es tatsächlich nur diesen einen Konflikt? Am Beispiel unserer Zehn-Milliarden-Euro-Spende haben wir gesehen, dass die Sache selbst dann völlig unübersichtlich werden kann, wenn ich ausschließlich das Gute und gar nicht mein Gutes im Auge habe. Wer hilft mir, das Gute vom etwas weniger Guten und vom Besseren zu unterscheiden? Und brauche ich diese Unterscheidungsmöglichkeit nicht ganz zwingend, wenn ich ein optimales Leben führen will?

Diese Frage hat auch mich in meinem Leben stark beschäftigt. Als Abiturient schloss ich mich im Jahr 1984 der Solinger Arbeitsgruppe von *amnesty international* an, um Gutes zu tun. Das Ziel von *amnesty*, sich für politische Gefangene in aller Welt einzusetzen, überzeugte mich sofort. Zu meiner Enttäuschung bekam ich den »Fall« eines Gefangenen in Jugoslawien zugeteilt; ein bosnischer Maschinenbauingenieur, der auf einem Flugblatt

dafür geworben hatte, die Verhältnisse in Khomeinis Iran auf Jugoslawien zu übertragen. Das Ergebnis: elf Jahre Haft. Besonders motiviert war ich zunächst nicht. Weder sah ich in Jugoslawien zu diesem Zeitpunkt einen Schurkenstaat, noch identifizierte ich mich auch nur ansatzweise mit dem Islamismus. Um wie vieles lieber hätte ich einem aufrechten sozialistischen Chilenen in Pinochets Folterkammer geholfen! Aber ich lernte meine Lektion: Das Eintreten gegen Unrecht folgt keiner Hitparade und auch keinen weltanschaulichen Präferenzen. Nach der Logik und Ethik von *amnesty international* ist jede starke Menschenrechtsverletzung ein Fall zum Eingreifen, egal, wo und warum.

Und gilt ein ähnliches Prinzip nicht auch für das Leben? Mit einer Moral, die stets allein nach einer Hierarchie des Übelen und des Guten gewichtet, kommt man wahrscheinlich nicht sehr weit. Abgesehen davon, dass vielleicht nicht jede moralische Abwägung vor einem inneren internationalen Gerichtshof vollzogen werden muss. Ob ich einem in Not geratenen Bekannten Geld leihe oder nicht, ob ich meine Kinder taufen lasse oder ob ich einer wohltätigen Organisation hundert Euro mehr oder weniger spende – all dies sind Fragen, die nicht unbedingt vor einem höchsten Tribunal der Moral entschieden werden müssen.

Mit der Idee des Guten als höchster Instanz, um sich zu orientieren, ist es im Alltag so eine Sache. Nach Platon nämlich gibt es eine strenge Hierarchie der Tugenden. Eine Skala, auf der sich immer genau ablesen lässt, was eine bestimmte Haltung oder Eigenschaft moralisch wert ist. Und weil das so sein soll, gibt es auch keine Konkurrenz zwischen den Tugenden. Gerechtigkeit und Wahrheit, Ehrlichkeit und Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Familiensinn – all dies steht, nach Platon, von Natur aus nicht miteinander in Konflikt. Der weise Mensch, der die Idee des Guten in sich aufgenommen hat und danach lebt, weiß das alles so gut zu sortieren, dass niemals ein Problem entsteht. Allenfalls gibt es Scheinkonflikte.

Aus heutiger Sicht ist dies eine ziemlich merkwürdige Idee. Und eigentlich war sie es auch schon zu Platons Zeit. Im Dionysostheater von Athen feierte das Publikum die Schauspiele des Aischylos, des Euripides und des Sophokles. Die beiden Letztgenannten lebten noch als hoch geehrte Greise, als Platon ein junger Mann war. Und wovon handelten ihre Tragödien? Von nichts anderem als von den Konflikten der Tugenden und ihrer gelegentlichen Unvereinbarkeit. Denn genau dies ist der »tragische« Konflikt: dass man eine Entscheidung zwischen zwei Gütern, zwei Pflichten, zwei Gefühlen oder zwei Zielen treffen muss, die augenscheinlich gleich wichtig, aber absolut unvereinbar sind. Bei Sophokles ist dies das Leitmotiv aller seiner Stücke. Die Gesetze der Menschen und die Gebote der Götter geraten miteinander in Konflikt. Und ebenso ist es mit den rivalisierenden Treuepflichten der Menschen gegenüber unvereinbaren Gütern.

In der Welt der Tragödie sind die Tugenden nicht mehr sauber geordnet. Die alten überlieferten Hierarchien überzeugen nicht mehr, und neue sind nicht zur Hand. Was in einer bestimmten Situation gut oder falsch ist, ist sehr schwer zu sagen. Und auch das, was höher gewichtet werden muss. Treue, Ehre, Freundschaft, Familie, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Gesetzesfurcht – die Begriffe purzeln nur so durcheinander und stiften überall Tote, Verwirrung und Trauer.

Für Platon ist die Tragödie ein Gräuel, eine Gefahr, ein Ort der Unmoral. Zu

schockierend müssen seine Theatererlebnisse gewesen sein, als dass er der Kunst des Sophokles oder des Euripides etwas abgewinnen kann. Wer die Verwirrung der Tugenden in einem solchen Maß vorführt, so meint Platon, der vergrößert das Chaos unter den Menschen nur noch zusätzlich. Von allen Künsten sei das Drama deshalb die moralisch fragwürdigste. Wie bestürzend zu sehen, dass sich Menschen an der Darbietung von charakterlich fragwürdigen oder schlechten Personen ergötzen. Gar nicht zu reden von den Schauspielern, die möglicherweise auch noch Spaß an solchen Darbietungen hätten. Kein Wunder, dass die Regierung in Platons idealem Staat das Programm des Theaters streng reglementieren soll und vieles verbieten ...

Platons Idee des Guten mit ihrem moralisch geordneten Kosmos ist ein Abwehrversuch gegen die Welt, die das Theater vorführt. Aber ist es nicht zugleich ein Abwehrversuch gegen die Realität?

Nehmen wir zum Beispiel die Sparsamkeit. Sie ist eine Tugend insofern, als das Verprassen und Verschleudern von Geld weithin als schlecht gilt. Aber kann man nicht auch so sparsam sein, dass man knauserig, geizig, vielleicht sogar grausam wird? Das Gleiche gilt im umgekehrten Sinn von der Freigiebigkeit. Auch Tapferkeit mag eine Tugend sein, aber ein tapferer SS-Mann, der sich in Erfüllung seiner Pflicht in ein Partisanengebiet begibt und dort Kinder aufhängt, nötigt uns keinen Respekt, sondern Widerwillen und Verachtung ab. Wahrheitsliebe ist eine gute Eigenschaft. Aber soll man tatsächlich immer und überall die Wahrheit sagen? Soll man seinem Chef ungeschminkt darlegen, was man von ihm hält? Wer so handelt, handelt zumeist völlig unnötig tollkühn. Und was sollen wir von einem Menschen halten, der *jede* seiner Entscheidungen *immer* an dem Grundsatz überprüft, ob sie gerecht ist?

Eine jede Tugend wird auffallend schnell zum Problem, wenn man sie radikal ernst nimmt. Und noch problematischer ist, dass sich die Tugenden im Leben häufig auch noch gegenseitig auf den Füßen stehen. Ein Mensch, der unter Folter gezwungen werden soll, seine Mitstreiter zu verraten, wem ist er verpflichtet? Der Wahrheit – wohl kaum! Der Pflicht, seine Freunde zu schützen – schon eher. Seinem Selbsterhaltungstrieb? Auf jeden Fall auch.

Nicht nur in Extremsituationen, auch im Alltag geraten unsere Tugenden immer wieder leicht durcheinander. Und nicht jede gute Absicht passt zu einer anderen. Der liberale britischjüdischrussische Philosoph Sir Isaiah Berlin (1909-1997), der sich mit dieser Frage beschäftigte wie mit keiner anderen, meinte dazu: »In der Welt, auf die wir in der gewöhnlichen Erfahrung stoßen, haben wir es mit Entscheidungen zwischen gleich endgültigen Zielen und gleich absoluten Ansprüchen zu tun, von denen sich einige nur verwirklichen lassen, wenn man andere dafür opfert.«²

Was lässt sich daraus lernen? Platon hatte die Idee des Guten über alles andere gesetzt. Aber das Gute ist eine sehr neblige Sache, wenn es konkret wird. Wichtige Werte und Ideale geraten im alltäglichen Leben manchmal in einen kaum entscheidbaren Konflikt. Deshalb kann man sicher nicht davon reden, dass sie »von Natur aus« in einem ordentlichen Verhältnis zueinander stehen.

Auch Platon hatte gesehen, dass es viele denkbare Lebensformen gibt, die auf ihre je unterschiedliche Weise Anteil am Guten haben. Aber was er nicht wahrhaben wollte, war,

dass sich diese Entscheidungen mitunter nicht einfach ergänzen, sondern widersprechen. Jede Entscheidung *für* etwas ist auch immer zugleich eine Entscheidung *gegen* etwas. Und jede Entscheidung für einen Wert geschieht häufig auf Kosten anderer Werte. Im Fall unseres Spiels mit den zehn Milliarden Euro können wir zwar bestenfalls etwas für den Erhalt des Regenwaldes in Brasilien tun. Zugleich aber nehmen wir damit in Kauf, dass Tausende Kinder in Äthiopien sterben müssen, weil wir ihnen nicht geholfen haben. Der australische Philosoph Peter Singer (*1946), heute Professor an der US-amerikanischen Universität Princeton in New Jersey, diskutierte in den 1970er Jahren diesen Umkehrschluss: Wer sich dazu entscheidet, an Weihnachten kein Geld in den Klingelbeutel zu tun oder sonst wie für vom Hungertod bedrohte Menschen zu spenden, könnte der nicht genauso gut nach Äthiopien reisen, um dort eigenhändig ein paar Bauern zu erschießen? Zumindest das Resultat sei in beiden Fällen das gleiche.³

Wäre dies richtig, müssten wir nicht nur alle Folgen unserer Handlungen, sondern immer auch alle denkbaren Folgen unserer Nicht-Handlungen berücksichtigen. Doch wer das in vollem Umfang tut, traut sich am Ende wahrscheinlich gar nichts mehr zu entscheiden. Er gerät in völlig unauflösbare Dilemmata, wie die Helden des Euripides und des Sophokles. Oder er wird verrückt.

Das Gute, so darf man folgern, gibt es nicht. Jedenfalls nicht in Form einer übergeordneten kosmischen Ordnung. Die Idee des Guten ist keine besonders gute Idee. Man sollte das Gute eher ein »Ideal« nennen, etwas, das es zwar nicht gibt, aber dem man als eine Art innerem Leitstern folgt. Manche Freunde der platonischen Philosophie haben die Idee des Guten auch tatsächlich so ausgelegt. Sie schränken ein, dass es ja auch für Platon das ideale Leben niemals in Reinform geben kann. In jedem Leben treffen Menschen falsche Entscheidungen, geht etwas Wertvolles verloren, müssen edle Ideen zugunsten anderer zurückgestellt oder aufgegeben werden. Während ich an diesem Buch arbeite, kann ich die Zeit nicht mit meiner Frau verbringen oder mit meinen Kindern. Und ich rufe auch meine Freunde nicht an, die schon lange auf ein Zeichen der Aufmerksamkeit warten.

Das Ideal des Guten ist also einerseits unerreichbar hoch und andererseits häufig widersprüchlich. Mag das Gute im abstrakten Sinne auch immer das Gute bleiben, was die richtige Entscheidung ist, dürfte sich von Situation zu Situation oft ändern. Insofern passen das Gute und das Richtige selten dauerhaft zusammen, wie man dem Zitat von Guy Rewenig, das diesem Kapitel vorangestellt ist, entnehmen kann.

Nur wenn man wenig erlebt, hat man es halbwegs einfach, mit seinen Entscheidungen immer gut und richtig zu leben. Je weniger Chaos und Sozialleben um mich ist, umso leichter ist es mit dem Guten. Vielleicht ist gerade dies der Grund, warum so viele Prediger des Guten zugleich das Einfache loben. Jesus, Buddha und Franz von Assisi haben nicht nur die Moral aufgeräumt, sondern auch ihr Privatleben von allem Komplizierten befreit. Und auch Platons Ethik ist eine Ethik für Klosterbrüder. Wie bereits gesagt, war sein Urteil über das politische Leben im Allgemeinen nicht sehr positiv. Und seine Schüler, die zukünftigen »Philosophenherrscher«, wurden ihrer Ausbildung nach eigentlich ziemlich »asozial« erzogen. Als Staatenlenker in spe glichen sie erleuchteten Gurus, die die Ideen schauen sollten wie die Sterndeuter die Sterne.

Dass damit im Zweifelsfall nicht viel anzufangen ist, musste Platon am eigenen Leib erfahren. Im Alter von vierzig Jahren erhielt er ein denkwürdiges Stellenangebot. Möglicherweise war es die erste richtige Stellenausschreibung für einen Philosophen überhaupt. Und Platon griff sofort zu. Über die Vermittlung eines Freundes geriet er an den Hof des Tyrannen Dionysios I. in Sizilien. Was der Tyrann mit Platons Engagement bezweckt haben mag, liegt im Dunkeln. Wahrscheinlich wollte er sein zweifelhaftes Image in Athen aufpolieren, indem er sich mit einem der dortigen Superstars umgab. Platon selbst allerdings glaubte wohl eine Zeitlang, dass Dionysios sich von ihm in der Staats- und Lebenskunst unterrichten lassen wollte. Doch je mehr sich der Philosoph tatsächlich einmischte, umso ungehaltener wurde der König. Man kann sich die Situation kaum beklemmend genug vorstellen. Auf jeden Fall endete Platons Spagat zwischen der Poesie des Herzens und der Prosa der Machtverhältnisse schon nach recht kurzer Zeit. Auch zwei weitere Versuche mit Dionysios' Sohn und Nachfolger schlugen 20 und 25 Jahre später kläglich fehl. Nur mit Mühe gelang Platon in beiden Fällen die Flucht zurück nach Athen.

Doch sein Erfolg in der Heimatstadt war ebenfalls nicht der erwünschte. In hohem Alter wandte er sich noch einmal an die Athener Bürger, um ihnen mit einem Vortrag *Über das Gute* seine Einsichten nahezubringen.⁴ Die Resonanz war Desinteresse und Ablehnung. Als der größte Philosoph des Abendlandes hochbetagt im Alter von achtzig Jahren starb, war seine moralische Revolution in Sizilien ebenso fehlgeschlagen wie in Athen. Die Supermacht, überschuldet in sinnlosen Feldzügen, hatte abgedankt. Der attische Seebund, die NATO der antiken Welt, war zerfallen. Die makedonische Fremdherrschaft hatte begonnen, die Demokratie war abgeschafft. Statt des Geistes regierte die schnöde militärische Macht.

Platons Idee des Guten jedoch lebte weiter fort. Und mit ihr der gewiss nicht ganz unheilvolle Gedanke, dass das Leben die Frage einer großen Wahl ist, der zufolge man sich »dem Guten« verschreiben soll. Wer das Gute wählt, der habe die Chance, ein vollkommenes Leben zu führen. Und wer diese Möglichkeit ausschlägt, der bleibt dumm, unmündig und sittlich unreif. Das Christentum wird diesen Gedanken von Platon übernehmen und den Menschen erneut vor eine moralische Wahl stellen. Glaubt er an Gott und hat er damit Teil an Gottes Güte, so lebt er ein gottgefälliges Leben. Tut er es nicht, so nimmt er die Verdammnis in Kauf. Es ist diese rigorose Wahl, die das Christentum (und in gleichem Maße den Islam) für viele Menschen heute so wenig akzeptabel macht: Ein gläubiger Verbrecher wird höher bewertet und belohnt als ein vorbildlich handelnder Ungläubiger.

Die moralische Gleichgültigkeit der höchsten Instanz, der es am meisten schmeichelt, dass man an sie glaubt, ist selbst für den Gläubigen eine bittere Pille. Wie soll er leben? Kann es tatsächlich sein, dass er Gott in gleichem Maße dient, wenn er ins Kloster geht und dort die Bibliothek betreut, wie wenn er sich um die Straßenkinder in São Paulo oder in Kalkutta kümmert? Selbst wenn es richtig sein sollte, dass, wie viele Religionen meinen, das Leben die Frage *einer* richtigen Wahl ist, so verschwindet damit noch lange nicht die schwierige Entscheidung zwischen Alternativen.

Wahrscheinlich sollte man dies alles positiv sehen. Ist es nicht gut so, dass es nicht nur auf *eine* Wahl ankommt? Wir brauchen uns nur eine Gesellschaft vorzustellen, in der alle